



Deniz Ohde

Streu-licht

Suhrkamp Verlag, 2020

ISBN 78-3-518-42963-1

Seiten 45-50; 60-67; 69-72

Wenn ich meine Mutter nach ihrer Vergangenheit fragte, klangen ihre Antworten wie ein Märchen: »Ich komme von weit her, aus einem kleinen Dorf am Meer, es liegt in den Bergen, und die Berge beugen sich zum Strand. Es gibt nur enge staubige Straßen, die zum Meer führen, und die Leute haben keine Autos, sondern Esel, sie treiben ihre Schafe durch die Straßen, sie laufen mit Sackkarren voll Wasser; es gibt kein gutes Wasser im Dorf, man muss es kaufen. Wasser zu verkaufen war die erste Arbeit meines Bruders. Wir haben in einem kleinen Haus gewohnt, ich und meine fünf Geschwister, aber alle sind früh ausgezogen, sie waren viel älter als ich. Ich hatte deshalb ein eigenes Zimmer, ein Luxus. Es gab ein Bett in dem Zimmer und einen kleinen Tisch. Morgens früh weckte uns der Ruf des Muezzins, und wer freitags nicht in die Moschee ging, über den wurde geredet. Ich mochte es dort, es war kühl, und man konnte so viel Tee trinken, wie man wollte; ich mochte es dort, es war ein erlaubtes Versteck. Die Hühner laufen frei auf den Straßen herum, und im Sommer fallen Maulbeeren von den Bäumen. Es gibt auch hier am Fluss einen dieser Bäume, ist er dir schon mal aufgefallen? Er steht nur wenige Meter vom Hügel entfernt. Hier weiß niemand, dass man die Beeren essen kann, sie liegen im Sommer zertreten um den Baum, schwarze Flecke überall. Nur die Brombeeren sammeln sie hier, aber mich erinnern die Maulbeeren an früher, als ich jung war. Jeden Tag habe ich auf dem Boden gesessen und das Essen vorbereitet, ich habe Weinblätter gerollt mit Pi-

nienkernen und Reis und Rosinen darin, stundenlang. Im Herbst habe ich Gemüse eingelegt. Bei uns sagt man, in ein Haus, in dem dieses Gemüse gegessen wird, muss kein Arzt kommen; und es stimmt, zu uns musste nie ein Arzt kommen. Die meisten in meiner Familie sind über hundert Jahre alt geworden. Auch du und ich werden über hundert Jahre alt werden. Es liegt daran, dass meine Mutter einen Zauberspruch an die Dschinn gerichtet hat, und die Dschinn haben ihr gehorcht, sie war eine Weise, sie hat den Dschinn gesagt: Beschützt meine Familie, niemand soll ein böses Auge machen, und die Dschinn beschützen uns seitdem; weil niemand uns böse anguckt, bekommen wir keine Krankheiten. Zusammen mit dem Gemüse und der Meeresluft, sie fehlt hier, aber das macht nichts, die Dschinn beschützen dich, sie bringen das Meer zu dir, auch wenn du es nicht siehst. Nachts sitzen sie um dein Bett, aber du musst keine Angst haben, du kannst sie nicht sehen, sie halten Wache, damit du ruhig schlafen kannst, alle bösen Geister halten sie von deinem Bett fern. Wo ich herkomme, glauben wir daran, für alles gibt es Geister, für das Meer und die Beeren und die staubigen Straßen in den Bergen. Ich habe es geliebt, mein Dorf, aber ich habe mich auch gefragt, ob das alles ist. Soll ich mein Leben lang nur das sehen, habe ich mich gefragt. Es ist schön, aber soll es alles sein, auf dem meine Augen die ganzen hundert Jahre ruhen sollen.«

Sie hörte Dinge, die nicht da waren, das war ihr Zeichen. »Muss langsamer machen«, sagte sie; mit dem Arbeiten, mit der Wäsche, mit den Tellern, die sie aus dem Wohnzimmer holte. »Muss mich beruhigen«; sich Strategien suchen, um Ruhe zu bewahren, den Blutdruck zu senken, sich eine Tabelle über den Cholesteringehalt verschiedener Lebensmittel

an den Küchenschrank hängen (die sie dann doch nicht beachtete). Sich schöne Gedanken machen, damit sie einschlafen konnte. »Ich stelle mir Pudding vor«, sagte sie. »Muss mich schützen«; die Tür einen Spaltbreit offen lassen, damit mein Vater sich versichert sah, immer hineingehen zu können, wenn er wollte; es war die beste Vorkehrung dagegen, dass er wirklich ins Zimmer kam. Sonst hämmerte er an die Tür, trat mit dem Fuß gegen den Rahmen und rief: »Lass mich rein!« Sie hörte ein Piepen im rechten Ohr und Geräusche »wie zerknülltes Papier oder wenn ganz nah einer raschelt mit altem Laub«. Selbst den Sirenenalarm des Industrieparks hielt sie manchmal für etwas in ihrem Ohr, und ich musste ihr sagen, was zu tun war, wie ich es in der Schule gelernt hatte. »Das ist nur eine Übung«, sagte ich. Ich erkannte es an dem blechernen und etwas leiernden Entwarnungston, der zuerst aktiviert wurde. »Was ist eine Übung?«, fragte sie. »Die Sirenen.« »Ach, das sind wirklich Sirenen«, sagte sie und ihr Blick, der nervös auf ihren Händen hin und her geirrt war, entspannte sich. »Wir müssten jetzt die Fenster schließen, wenn es echt wäre«, sagte ich. Der Ton schwoll an und wieder ab.

Wir übten den Chemieunfall, wie wir auch den Feueralarm übten. Alle paar Monate schickte der Park sein Dröhnen durch den Ort wie ein Riese mit rundem, weit offen stehendem Mund. Wann, wurde vorher nicht bekanntgegeben, um eine möglichst authentische Situation zu schaffen. Einmal ertönte die Sirene mitten in der großen Pause, während Sophia mir in einer Traube aus Kindern Klatschspiele zeigte. Hinter uns staksten ein paar auf Eimerstelzen vorbei, ein Stück weiter flogen Softbälle durch die Luft. Der Ton erklang, und obwohl allen in den ersten Sekunden klarwurde, dass es nur eine Übung war, kam Bewegung in die Kinder;

das Stimmengewirr wurde lauter. Sophia und ich verloren uns aus den Augen, und dann stand ich vor einem blonden Jungen aus einer der höheren Klassen; er zog die Augen zu zwei schmalen Schlitzen zusammen. »Was glotzt du so dumm«, fragte er, und ich wendete den Kopf ab. »Eins von diesen Kellerkindern«, hörte ich ihn hinter mir sagen, als ich loslaufen wollte, um den anderen zu folgen, die zum Eingang des Schulgebäudes drängten. »Von diesen Kellerkindern«, hörte ich und dann noch ein Wort, das auch mit K begann, aber ein anderes, dann ein harter Stoß in den Rücken, der näher kommende graue Asphalt, dann nichts. Dann lange, obwohl lange das falsche Wort ist, weil die Zeit aus den Angeln gehoben war, nichts.

Als ich den Kopf hob, war der Schulhof leer. Ich sah, wie die Flügeltüren des Schulgebäudes aufgingen und zwei ältere Mädchen mit Zetteln in den Händen heraustraten. Als sie mich in der Mitte des Schulhofs liegen sahen, begannen sie zu rennen; sie griffen mich links und rechts an den Armen und hievten mich hoch. Der Alarm war vorbei, und der Unterricht hatte längst begonnen.

Ich lehnte über dem Waschbecken, und Blut lief mir aus der Nase, meine Handgelenke lagen schwer auf dem Beckenrand, und meine Hände hingen schlaff über der weißen Emaille, kalt und blau gefleckt. »Ein Unfall«, sagte die Schulkrankenschwester, »nichts passiert«, und ließ ihre Finger über mein Gesicht wandern, da, wo es auf den Boden geschlagen war; am linken Wangenknochen und am Nasenrücken eine Abschürfung und eine Schwellung, die sich mütterlich vergrößerte, die Haut spannte so, dass sie das Licht reflektierte und es aussah, als wäre sie nass.

»Ein Unfall«, sagte die Lehrerin zu meiner Mutter. Ein Unfall, und ein unglücklicher Zufall mit dem Probealarm.

»Die Kinder rennen, ohne sich einmal umzusehen«, da müsse man noch üben (dafür seien die Proben ja da, damit im Ernstfall Ruhe herrsche). »Und sie«, sagte die Lehrerin und zeigte auf mich, mein geschwollenes Gesicht, »sie ist ja auch etwas schwächling.« Ich könne mich nicht so gut durchsetzen, das sei ihr schon aufgefallen, ich hätte ein dünnes Fell, »vielleicht ein dickeres wachsen lassen«, sie würde sich da keine Sorgen machen, was die anderen beträfe, es gäbe eben Raufereien, das sei Teil der Entwicklung, die Kinder in dem Alter durchmachten, und dazu käme, dass ich eher mal untergehen würde im Tumult, »mit dem dünnen Stimmchen, mal lauter werden, mal ein bisschen robuster werden, hm? Sie ist etwas sehr sensibel«, sagte die Lehrerin und beugte sich dabei zu mir herunter.

Ich sagte meiner Mutter auf dem Heimweg, welches Wort ich gehört hatte, kurz vor dem Stoß. Ich fragte, was es bedeutete, und sie sagte, dass das nicht sein könne, dass unmöglich ich damit gemeint sein konnte. »Es ist ein Schimpfwort«, sagte sie. »Aber du kannst nicht gemeint sein. Du bist Deutsche.«

»Es liegt daran, dass ich zu sensibel bin«, sagte ich von da an, »man muss sich ein dickes Fell wachsen lassen«, mit einem erwachsenen Gesichtsausdruck, so als wüsste ich, wie das ginge, so als hätte ich eine genaue Vorstellung davon, wie es auszusehen hätte, ein Fell, das man sich wachsen lassen konnte und von dem die Stöße in den Rücken abprallen würden wie nichts.

Meine Mutter hörte nachts einen LKW durch die Wand kommen. »Das war ein richtiger Krach«, sagte sie, »so als wäre direkt neben meinem Kopf etwas Großes zusammengestürzt.«

Sie lag unter weißem Bettzeug mit gelben Nadelstreifen in einem Krankenzimmer und sah mich mit dem gleichen Lächeln an, das sie an manchen Morgen hatte, wenn das Glas schon zusammengefegt und mein Vater längst mit seiner Arbeitstasche verschwunden war. »Ist nichts Schlimmes«, sagte sie, »bin bald wieder zu Hause.«

1999 kamen Sophia und ich aufs Gymnasium. Den Lehrern war es ungemein wichtig, uns klarzumachen, dass wir die zukünftige Elite seien; sie benutzten diese Wendung in Nebensätzen, manchmal riefen sie auch bloß »Ihr seid die Elite!« scheinbar zusammenhanglos durch den Raum und sahen erwartungsvoll auf die dreißig zehnjährigen Schüler in Hochwasserhosen. Es handelte sich dabei um eine implizite Aufforderung, so viel ahnte ich damals schon, aber welches Verhalten genau von mir verlangt wurde, was genau damit zusammenhing, dass ich zur Elite gehören sollte, verstand ich nicht, und es war auch keine Frage, die ich mir bewusst stellte, sondern vielmehr eine allgemeine Ratlosigkeit, die sich daraus ergab.

Ich starrte über Stunden auf die Tischplatte aus dunkel lasiertem Massivholz, den Rücken in die Stuhllehne gedrückt. Ich starrte auf graues Kopierpapier, auf das Tabellen gedruckt waren und in Abschnitte unterteilte Texte, ich beugte mich über die Blätter, so nah es ging, ohne dass die Oberfläche unscharf wurde, und ließ meinen Blick auf der Maserung ruhen. An der Unterseite der Tischplatten klebten getrocknete Kaugummis, es gab Untertischkörbe mit altem Brotpapier und ausgetrunkenen Saftkartons, auf der Oberseite waren Namen eingeritzt und Sprüche mit Edding und Tipp-Ex geschrieben. Im Sommer klebten die Arme an der Lasur fest. Wenn es besonders heiß war, gaben die Stühle durch den Schweiß Farbe ab und hinterließen rotbraune Schlieren auf der Kleidung.

Ich ahnte, dass es etwas mit einer Haltung zu tun hatte. Damit, nicht ungeduscht zu sein oder Löcher im Pullover zu haben. Ich ahnte, dass meine vom Waschen fusseligen grauen Oberteile mit Drachenaufdruck nicht geeignet waren. Ich ahnte, dass mein Wohnort nicht geeignet war und die alten Möbel in der Küche, dass der Schmutzfilm auf der braunen Arbeitsplatte nicht dazu passte und auch nicht die Tapete mit Elefanten in meinem Zimmer, die an einigen Stellen vom Putz gerissen war. Dass ich versuchte, Bruchrechnungen auf einem weißen Plastikschemel zu lösen, während der Fernseher vor mir die Talkshow *Britt* zeigte. Ich hatte das Gefühl, dass es etwas damit zu tun hatte, wie ich lachte. Dass ich dazu angehalten war, nur milde zu lächeln, und auch das nur, wenn es sich um einen Witz handelte, der ein von mir auswendig gelerntes Gedicht beinhaltete.

Es ging um filigran zurückgesteckte Haarsträhnen im Gegensatz zu den drahtigen und auf eine Länge geschnittenen, offen getragenen Haaren im Mittelscheitel über dem weißen Kapuzenpullover, dessen Ärmelsäume sich vom Zigarettenrauch meines Vaters gelb färbten. Es ging um diesen Rauch, der in jeder Faser hing, und die Fußmatte mit Orientmuster vor unserer Wohnungstür.

Es hatte etwas mit meinem geheimen Namen zu tun und damit, dass ich wenig Gemüse aß, dass mein Vater mir alle paar Wochen etwas Obst schnitt und der Meinung war, so bliebe ich gesund, dass ich zum Mittagessen Tiefkühlpizza bekam und niemand in unserer Wohnung an irgendeinem Tisch aß, weil diese voller Zeitungen und leerer Döschen waren.

Alle Schüler standen an ihren Plätzen, ich sah mit gesenktem Kopf auf meine geschlossenen Hefte und hörte, wie Herr

Kaiser, unser Klassenlehrer, die Reihen abschrift und vor den einzelnen Pulten stehen blieb. Mit heiserer Stimme fragte er Vokabeln ab. Wenn ich mich umdrehte, sah ich Sophia, die zusammen mit ein paar anderen nach jeder Frage die Hand hob, den Stift noch zwischen den Fingern.

Herr Kaiser blieb vor mir stehen, er sagte meinen Namen und dazu: »Markt – qu'est-ce que c'est?«

Es hatte etwas mit dem Vakuum in meinem Kopf zu tun, sobald mir eine Frage gestellt wurde. Ich besah es von allen Seiten, während sich der Unterricht um mich herum in einem Schwebzustand befand und alles auf ein Wort von mir wartete. Ich suchte in meinem Gedächtnis nach dem Wort, aber ich kannte es nicht. Ich ließ das Blut in meine Wangen und Ohren steigen, ohne mich zu wehren, ich atmete flach, ich starrte auf die Tischplatte und auf die Kante des Papiers, ich sah auf meine Fingerspitzen, die auf der Tischplatte lagen, und Herr Kaiser schaute über seine bräunlich getönten Brillengläser hinweg, hinter denen sein schwaches linkes Auge sich vor Aufgebrachtheit noch weiter aus seinem Blickpunkt in meinem Gesicht zur Seite wendete. Er wiederholte seine Frage, nachdrücklicher und lauter: »Markt – qu'est-ce que c'est?«

Im Alter von zehn Jahren stellte ich mich auf meine Fensterbank und schaute nach unten auf die Straße. Es könnte vorbei sein, dachte ich, wick erschrocken vor dem Gedanken zurück und begann, an einer uneinsehbaren Stelle hinter dem Vorhang ein Loch in die Wand zu schlagen, um ein Geheimfach zu bauen. Als ich auf Backstein stieß, gab ich auf. Ich wusste sowieso nicht, was ich hätte hineintun sollen. Ich umging die Stellen im Flur, an denen die Dielen unter dem Korkboden quietschten. Zu bestimmten Zeiten hielt mein

Vater die Wohnzimmertür geschlossen, woran man ablesen konnte, dass er wieder angefangen hatte, sich Bier zu kaufen. Meine Mutter und ich schlossen die Lade der Spülmaschine leise, wir schlichen, wir drückten die Spülung der Toilette nur halb herunter, die Fenster öffneten wir nicht.

Mein Vater verbrachte die Nächte im Wohnzimmer auf einem alten Schlafsofa mit Sprungfedern, neben ihm die schwarze Vitrine mit den guten Gläsern und einem Kaffeeservice, das mir Sophia zu meinem letzten Geburtstag geschenkt hatte, noch eingeschlagen in die durchsichtige Geschenkfolie, weil mein Vater gesagt hatte, es sei zu wertvoll, um es zu benutzen. Meine Mutter schlief allein in dem Ehebett mit dem Kopfteil aus dunkelblauem Kunstleder, das sie sich aus Pflichtgefühl angeschafft hatten. Niemand außer meinem Vater schloss seine Tür. Ich nicht, weil ich damals noch eine aus Holzbrettern notdürftig an die Wand genagelte Zarge hatte, in die keine Tür hineinpasste; meine Mutter nicht, weil sie alle gebügelten Hemden an der Türklinke aufhängte. Die Aschenbecher aus Kristall, die sie vor meiner Geburt auf dem Flohmarkt gekauft hatten, standen in jedem Zimmer. Auf dem Esstisch lag eine Decke, die meine Mutter alle zwei Wochen austauschte, nicht weil es Flecken gab von gemeinsamen Mahlzeiten, sondern weil sich Staubschichten gebildet hatten. Ich bekam mein Essen ins Zimmer gebracht, meistens das gleiche wie mein Großvater, vielleicht noch etwas Salat dazu, Eisbergsalat mit feingeschnittenen Zwiebeln und Zitronensaft; ich aß auf dem Boden sitzend, zwischen zwei Spielen. Mein Vater aß nachts die Reste. Er holte sie sich aus dem Kühlschrank und häufte sie auf einen Teller, den er mit ins Wohnzimmer nahm und beschienen vom blauen Fernseherlicht leerte. Das beständige Murmeln der Sendungen lullte mich in den Schlaf und wechselte sich

mit dem Radio ab, das morgens mit den ersten Handgriffen angestellt wurde und zuerst noch aus den Boxen eines tragbaren Rekorders kam, später, integriert in die Mikrowelle, aus kleinen Löchern die größten Hits der Achtziger und Neunziger in die Küche plärrte. Mein Vater saß mit übergeschlagenen Beinen in der hinteren Ecke des Wohnzimmers über Rechnungen und räusperte sich. Meine Mutter fegte mit einem trockenen Bodenwischer die Haare auf den Fliesen des Badezimmers zusammen. Sie mischte Vitamintabletten in ihr Wasser, die sich sprudelnd auflösten, es orange färbten und einen chemischen Geruch nach Mandarine in der Küche verbreiteten. Die Arbeitsplatten hatte auch ihr scharfes Putzmittel nicht ganz vom klebrigen Film befreien können, er haftete immer noch hinten unter dem Warmwasserboiler, dessen Kupferrohre im Boden verschwanden und durch die man hören konnte, wenn mein Großvater in seine Küche ging.

Ich lebte in einem anderen Zeichensystem. Die geringste Änderung an der Ausrichtung der Möbel richtig zu deuten konnte für mich überlebenswichtig werden. Ich musste erkennen, was in der Wohnung geschah, schon wenn ich zur Tür hereinkam, musste prüfen, ob die Luft aufgeladen war, wie jemand, der auf dem Land lebt und sich vor einem Gewitter in Sicherheit bringen muss. »Nicht unter einen Baum stellen, wenn es blitzt!«, war uns im Sachkundeunterricht gesagt worden, »ein Auto ist ein faradayscher Käfig«, aber für mich waren diese Informationen nutzlos, für mich galt: Wenn die Wohnzimmertür geschlossen ist, dann beweg dich leise. Die Glassplitter waren nur die äußersten Zeichen, wenn diese auftraten, dann konnte es jeder andere auch sehen, aber es ging um das Davor. Es ging darum, sich be-

sonders geschickt zu verhalten, *bevor* es losbrach, und sich aus der Schusslinie zu ziehen. Nicht verantwortlich zu sein. Nicht mit dem falschen Fuß aufzutreten, durch einen zu lauten Schritt eine Welle der Wut zu verursachen, nicht abzurutschen, während ich mir ein Glas Wasser eingoss, damit es nicht die Tischplatte überschwemmte und Tropfen auf den Küchenboden fielen, sehr langsam, während ich daneben stand. »Nicht mal das bekommst du richtig hin«, sagte mein Vater, dann ein Türschlagen, dann der Rekurs auf etwas anderes, etwas, das meine Mutter getan hatte, nicht richtig gefegt, nicht richtig den Kaffee zubereitet, und selbst wenn ich an ihrer Stelle fegte, was mir sonst ein an meine Mutter gerichtetes »So solltest du es machen!« von meinem Vater einbrachte, konnte es bei anderer Luftqualität das Gegenteil bewirken. »Sei still, Ruhe, Ruhe!«, rief er dann, und die gespannten Mundfalten, die ich als erste Zeichen hätte lesen müssen, wurden zu tiefen Furchen, verbanden sich mit den Wutfalten auf seiner Stirn, die sich damals schon eingegraben hatten und zu jeder Tageszeit stehenblieben. Es hatte etwas mit diesen Falten zu tun. Wie meine Mutter schweigend die Wäsche in Richtung meines Vaters zusammenlegte. Die Uhrzeit, zu der er sich das Essen holte. Ob er sein Haar wusch. Die Wohnzimmertür. Und allem gemein war diese Stille, für die mir ein sechstes Sinnesorgan wuchs.

Sophia sagte von sich: »Man nennt mich auch das wandelnde Lexikon«, weil sie die Formulierung in einer Detektivserie bei *KIKA*, dem einzigen Sender, den ihre Eltern ihr zu sehen erlaubten, aufgeschnappt hatte. Von da an begann sie tatsächlich das *Langenscheidt Deutsch-Französisch Wörterbuch* ihrer Mutter durchzugehen, abends vor dem Einschlafen. »Man lernt etwas«, sagte sie; auch das schien sie von

jemand anderem zu haben. Während sie im warmen Licht ihrer Nachttischlampe in ihrem Wörterbuch blätterte, lag ich steif im Dunkeln, ging mein eigenes Wörterbuch durch, übersetzte das Knacken der alten Balken im Haus, übersetzte die Gläser, die den Tag über im Küchenschrank gefehlt hatten, die sich teils im Wohnzimmer stapelten, teils mit Sprüngen und Rissen im Restmüll lagen, ich bemühte mich, so wenig Spuren wie möglich zu hinterlassen, damit niemand mich zur Rede stellen würde. Scheinbar von selbst bewegten sich diese Gläser, wie bei einer Séance. Wie durch eine kosmische Gewalt war die Scheibe der Vitrine aus den Scharnieren gefallen, während ich tagsüber in der Schule gewesen war, und meine Mutter hatte die Scherben aufgekehrt.

Eine neue Folge *Wer wird Millionär?* begann. Mein Vater schaltete die Sendung jede Woche überpünktlich ein und zog selbstgefällig an seiner Zigarette, wenn er mit einer Antwort richtiglag. Er dachte, dass in der Schule von mir das Gleiche erwartet wurde wie von den Kandidaten, nämlich einzelne Wörter als Antworten hersagen, und ich dachte das auch, weshalb ich jedes Mal Notenabzug auf meine Klassenarbeiten bekam, weil ich unter die Aufgaben immer nur einen kurzen Satz schrieb, der alle Gedanken, die ich mir zuvor gemacht hatte, außer Acht ließ. Ich glaubte, dass meine Gedanken niemanden interessierten und dass es Antworten waren, die man von mir wollte, aber nicht für *accent aigu* und *accent grave* hatte ich Platz in meinem Kopf, nicht für die Bedeutung von *marché, des légumes, des fruits, un kilo d'artichauts*; Herr Kaiser machte mit den Händen vor, wie man die Blätter der Artischocken abtrennte und in flüssige Butter tunkte, »zur Vorspeise, mit etwas Knoblauch mariniert, dazu ein Aperitif, un verre de vin, s'il vous plaît«, sagte

er und spreizte seine Finger ab von dem imaginären ledrigen Blatt in der einen und dem Weinglas in der anderen Hand. Nicht diese Bedeutungen waren wichtig, mir zu merken, sondern die Zeichen, die mir und meiner Mutter das Überleben sicherten. Der angetrocknete Wein in den Kochtöpfen wurde zum Auslöser eines Reflexes, gleich dem Blinzeln mit den Augenlidern und dem Ducken des Kopfes bei Gefahr. »Sei still, sei still«, sagte meine Mutter, und still war ich, anstelle der Regionen, die für das Speichern von Vokabeln zuständig waren, befand sich in meinem Gehirn ein Areal von Stille, eine Qualität von Stille, wie sie auftrat kurz nach dem Geräusch von zerberstendem Glas.

»Hast wieder *Millionär* gesehen?«, fragte mein Großvater nachmittags, wenn mein Vater nach der Arbeit in seinem Wohnzimmer vorbeischaute, wo er im Sessel sitzend die Nachrichten und den Sport hörte, und dann tauschten sie sich darüber aus, was jeder der beiden gewusst hatte und was nicht. Das Wissen um die Antwort auf die Millionenfrage war der Schlüssel zu einer verborgenen Welt, den sie zwar in den Händen hielten, zu der sie aber nie vorgedrungen waren. Mein Vater rief wöchentlich bei der Hotline an, bei der man sich für einen Platz in der Show bewerben konnte, er sprach seinen Namen auf Band mit seiner dünnen, verhuschten Stimme, und ich hoffte jedes Mal, dass er nicht ausgelost würde, weil ich wusste, er würde mit seinen fliehenden Schultern auf dem erhöhten Aluminiumstuhl sitzen, von den Lichtern geblendet, und so aufgeregt sein, dass ihm das Herz die ganze Sendung hindurch bis zum Hals schlagen und er kein Wort herausbringen würde.

gen verschiedene Verpackungen stieß, bis er die Frischhaltefolie über dem weichen Hühnerfleisch ertastete. Mit seinem verbliebenen Augenlicht konnte er gerade noch feststellen, dass es draußen dunkel wurde, früher schon als meine Eltern und ich, wenn es noch hell, aber die Sonne schon hinter den Nachbarhäusern verschwunden war, als wäre es kein erlöschender, sondern ein schärfer werdender Sinn. Der Teller drehte sich unter der gelben Innenbeleuchtung der Mikrowelle, auch das konnte mein Großvater noch umrisshaft sehen, nicht aber die Spritzer von Tomatensoße und Spinat, die sich eingebrannt hatten in die weiße Beschichtung. Ich hörte es aus der Küche dröhnen, dieses Mikrowellen Geräusch, das sich mit den Werbeeinspielern von RTL und dem dumpfen Ton aus dem Industriepark mischte, während aus dem oberen Stockwerk die Stimmen meiner Eltern drangen, gedämpft zwar durch den Kork, die Dielen, die tragenden Balken, aber es waren wütende Schreie, und etwas fiel zu Boden über meinem Kopf, den ich über das Papier mit den violetten Abdrücken des Tischdeckenmusters beugte. »Wird früh dunkel wieder«, sagte mein Großvater, als er mit dem Teller in der Hand zurück ins Wohnzimmer kam. »Ja«, sagte ich, obwohl es eigentlich noch hell war, ich sagte es mit einiger Verzögerung, in die Stille nach ein paar Sekunden hinein, in denen von oben noch einmal ein dumpfes Geräusch gekommen war, in denen ich zustimmend mit dem Kopf genickt hatte, weil mir erst hinterher einfiel, dass er mein Nicken nicht hatte sehen können.

Dass ich nicht zur Elite gehören konnte, hatte auch damit zu tun, dass die Barmänner aus den Gaststätten des Orts unsere Telefonnummer kannten. »Er singt wieder?«, flüsterte meine Mutter nachts in den Hörer, bevor sie sich leise ihre Jacke

überzog und ich hörte, wie sie den Schlüssel vom Brett nahm. Immer und immer wieder holte sie ihn ab, ging mit ihm die kurzen Wege von *Conny's Eck* oder dem *Schluckspecht* nach Hause, hielt ihn am Arm, wenn er drohte auf die Fahrbahn zu wanken, sah peinlich berührt zu Boden, wenn einer ihnen entgegenkam. Es war eine Szene, die in jedem Jahrhundert hätte stattfinden können. Das einzige Zeichen, das auf die Gegenwart deutete, waren die blinkenden Spielautomaten in den Kneipen, die elektrischen Lichter, dass es ein Telefon gab, mit dem man meine Mutter verständigte, und dass ein Fernseher in der Ecke lief. Aber sie hätte genauso gut in einer staubigen Kneipe der Fünfzigerjahre stattfinden können, die man damals noch »Wirtschaft« nannte, wie es mein Großvater tat: »Warst wieder in der Wirtschaft?«, fragte er meinen Vater freundschaftlich. Es war eine Szene, die so schon hundertfach stattgefunden hatte, die auch an jedem anderen Ort hätte stattfinden können, in irgendeinem Bergdorf oder am Meer zwischen den Fischern und den Staubstraßen meiner Mutter. Es war eine so zeit- und ortlose Erfahrung, dass sie schon in das menschliche Erbgut eingeschrieben sein musste, dass meine Mutter genau wusste, was zu tun war, und meinen Vater zur Tür hineinschob, ihn auf das Sofa legte, ihm die Schuhe auszog, als wäre es ihr naturgegebener Platz.

Morgens roch die Wohnung nach ausgedünstetem Alkohol, und nachmittags, wenn ich von der Schule nach Hause kam, steckte der Schlüssel von innen in der Wohnungstür, sodass ich ihn mit einem Stift aus meinem Mäppchen aus dem Schloss stoßen musste. Ich erwartete etwas Schreckliches, aber es war nur Sonnenlicht, das auf die Flaschen fiel und die Reste von Rauchschwaden beschien, und ich, die in der leeren Wohnung mit meinem Schulranzen in der rech-

ten Hand stand und begriff, dass mein Vater schon wieder verschwunden war und mich vergessen hatte.

Es hatte damit zu tun, dass meine Eltern die Fernsehzeitung abonniert hatten und niemand eine Tageszeitung las. Tageszeitungen zumindest waren etwas, was die Lehrer konkret benannten. Ich wusste nicht, wie ich zwischen alledem meinen Eltern sagen sollte, dass sie eine Tageszeitung kaufen sollten.

»*Markt* – qu'est-ce que c'est?« Herr Kaiser betonte es nun so, als könnte ich auch das deutsche Wort nicht verstehen.

Es hatte damit zu tun, dass mein Vater bei seinem letzten Gang zum *Buchclub* den Band *Bildung. Alles was man wissen muß* gekauft hatte, aber über die ersten Seiten nicht hinausgekommen war. Wie mein Vater glaubte ich, dass das Buch ein Heilmittel gegen meine Unzulänglichkeit sei, weshalb ich auf Sophias Frage, was ich übers Wochenende vorhätte, sagte, dass ich die ganzen zwei Tage »nur lesen« wolle. Sophia sah mich von der Seite an mit einem Blick, den ich als vage Abwertung empfand. Weil ich den Versuch unternahm, mich elitär zu benehmen. Weil ich eine Pose einnahm, die man mir nicht abkaufen würde. Weil ich wahrscheinlich log und nicht lesen würde, sondern vor dem Fernseher sitzen und Sonnenblumenkerne essen, bis meine Unterlippe weißlich und aufgeweicht war.

Sophia durfte nur manchmal fernsehen und nur manchmal etwas zwischen den Mahlzeiten essen. Ihre Mutter machte ihr dann »Naschteller«. Die Zutaten dafür holte sie aus dem obersten Fach eines Rollküchenschrankes, an den Sophia nicht eigenständig gehen durfte, und legte sie mit entfernter Verpackung auf einen Teller.

Es kam mir vor, als färbe darüber die Abgeklärtheit ihrer Eltern auf sie ab, als läge das Geheimnis allen Erfolgs in dieser Servierart abgezählter Süßigkeiten, in den Capri-Leggings und den echten *Adidas*-Schuhen, die sie trug, und in den weichen Haargummis, die farblich auf ihre T-Shirts abgestimmt waren.

Unter meinem Pullover staute sich die Hitze, aus meinem Mund zog sich der Speichel zurück, meine Zunge war ein taubes Stück Fleisch, das sich gegen meinen Gaumen drückte. »Das muss wie aus der Pistole geschossen kommen!«, sagte Herr Kaiser. »Na?«, er schüttelte das Buch in seiner Hand, sein abfälliger Kaffeegeschmack schlug mir ins Gesicht, er drehte sich von mir weg.

»Sophia. Markt – qu'est-ce que c'est?«

»Marché.«

Ich sah auf den feuchten Abdruck meiner Finger auf dem Holz.

Manchmal ging ich nachmittags mit Sophia nach Hause. Ihre Eltern hatten das Wohn- und Esszimmer mit türkischem Teppich ausgelegt, auf Leinwand gezogene Fotografien von Berglandschaften und Geparden hingen an den weiß tapezierten Wänden. Auf dem Glastisch vor der Ledercouch stand eine Schale mit nach Fruchtaromen duftendem Potpourri, und in den Wohnzimmerschränken waren kuratierte Souvenirs von ihren Reisen ausgestellt: die Büste von Tutanchamun, besondere, auf Holzklötzchen geklebte Muscheln und Gesteinsstücke vom Vesuv; alles Gegenstände, die wir genauso wenig berühren durften wie die Sammlung *Geo*-Hefte von Sophias Vater. Unter den Augen der Geparden breiteten wir unsere Hefte auf dem saubergewischten



Letra – Portal für zeitgenössische deutschsprachige Literatur

Goethe-Institut Portugal

Campo dos Mártires da Pátria, 37

1169-016 Lissabon | Portugal

www.goethe.de/portugal/literatur

biblioteca.lisboa@goethe.de